

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

10.7.1927 (No. 28)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 28



10. Juli 1927

Josef Rheinboldt / Großherzog Friedrich II. als regierender Fürst.

Es ist in dem republikanischen Deutschland ein leider nicht überall auf verständnisvolle Teilnahme stoßendes Unternehmen geworden, im Volke die Erinnerung daran wachzurufen, was die monarchische Institution für Deutschland gewesen, gewirkt und geschaffen hat. Gewiß gab es unter den deutschen Fürsten auch solche, die der hohen Mission, mit der die Vorsehung sie betraut hatte, sich nicht voll gewachsen zeigten; dies darf aber nicht dazu verleiten, die idealen, in hohem Pflichtbewußtsein ihres verantwortungsvollen Amtes waltenden Fürstengestalten, deren die Geschichte der deutschen Monarchien viele kennt, zu vergessen und ihre großen Verdienste um die Förderung der Wohlfahrt und der politischen Freiheit des Volkes zu verdunkeln.

Wir Badener hatten das Glück, die Regierung unseres Landes stets in den Händen solcher Fürsten zu wissen, die in innigem Verständnis für die Forderungen der Zeit das Volk in engem Einvernehmen mit dem Volke und dessen Vertretern regieren wollten. Der hehren Gestalt des hochgeachteten Großherzogs Friedrich I. kann der Badener und jeder Deutsche nur mit höchster Verehrung und Dankbarkeit gedenken. Die Aelteren, die den unwiderstehlichen Zauber der Persönlichkeit dieses gütigen Fürsten noch unmittelbar auf sich wirken lassen durften, werden das leuchtende Bild dieses Herrschers nie vergessen. Die Begeisterung, welche beim 40- und 50-jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs, den Feiern seines 70. und 80. Geburtstages im ganzen Lande zum Ausdruck kam, und die tiefe, ehrliche Trauer, die beim Heimgang des edlen Fürsten das ganze Volk ohne Unterschied der politischen Gesinnung beherrschte, sind das untrügliche Zeugnis dafür, daß Großherzog Friedrich I. ein Fürst nach dem Herzen des Volkes war, getragen von der Liebe und Verehrung des Volkes, das sich unter seiner klugen, gerechten und milden Regierung geborgen und glücklich fühlte.

Der Nachfolger eines Großen, eines Hocheingeschätzten zu sein, ist stets eine schwere Aufgabe. Der Nachfolger wird immer mit dem Maße gemessen, das sein Vorgänger geschaffen hat. Großherzog Friedrich II. folgte, von seinem sterbenden Vater gesegnet, diesem am 28. September 1907 in der Regierung. Er übernahm wohl vorbereitet und in schon reifem Alter von 50 Jahren das hohe Amt. Seine Vorbereitung dafür war eine äußerst sorgfältige. Nach abgeschlossener Gymnasialbildung erhielt er durch seine Hochschulstudien in Bonn und Heidelberg, denen er mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit oblag, eine gediegene wissenschaftliche Grundlage. Seine daran anschließende Tätigkeit war in der Hauptsache eine militärische. Er hat die ganze militärische Laufbahn lückenlos bis zur höchsten Stelle eines kommandierenden Generals des VIII. Armeekorps in Koblenz durchlaufen. Wenn das Großherzogtum Baden auch in militärischen Fragen infolge des Militärvertrages mit Preußen, der das badische Heer zu einem Bestandteil des preussischen machte, keine selbständige, entscheidende Stellung mehr innehatte, so hatte diese Laufbahn des Thronfolgers doch den nicht zu unterschätzenden Wert, daß er als Großherzog in der Lage war, durch das Gewicht seiner militärischen Erfahrung und seines militärischen Ranges einen den badischen militärischen Interessen förderlichen Einfluß geltend zu machen. Andererseits war diese Laufbahn, in der der Erbprinz sich als gewissenhafter, tüchtiger und begabter Offizier bewährte, wie keine andere geeignet, die Führereigenschaften und die ernste Pflichtauffassung des künftigen Herrschers zu erweisen, welche die feste Zuversicht des Volkes begründeten, daß er später seine Regentenpflichten

ebenso streng und mit ebensoviel Verständnis für die Bedürfnisse des seiner Fürsorge anvertrauten Volkes wahrnehmen werde. Von großem Vorteil war es, daß ihm als Regimentskommandeur gerade das V. bad. Infanterieregiment Nr. 113 und später als Divisionskommandeur die 29. Division in Freiburg anvertraut wurde, wodurch der Kontakt des künftigen Regenten mit den badischen Mannschaften, seinen wehrhaften Landeskindern, die ihn als treusorgenden Führer kennen und verehren lernten, gefestigt wurde. Daneben wurde jedoch auch seine staatsmännische Vorbereitung nicht vernachlässigt. Er suchte sich mit allen Gebieten der Regierungstätigkeit bekannt zu machen, insbesondere auch durch Anhörung von Vorträgen der Minister, von denen Minister Buchenberger äußerte, daß sie ihm (Buchenberger) eine Quelle hohen Genußes gewesen seien. Schon in jüngeren Jahren hatte er, als er für seinen schwer erkrankten Vater die Regenschaft führte, Gelegenheit, seine staatsmännische Vereingenschaftung zu erweisen.

So konnte das badische Volk nach dem schmerzlichen Verluste des aufrichtig geliebten Herrschers, Großherzog Friedrich I. voll Vertrauen und Zuversicht seinem Nachfolger entgegensehen, und dieses Vertrauen hat er nicht getäuscht. In der zum Antritt seiner Regierung am 28. September 1907 von Großherzog Friedrich II. erlassenen Kundgebung heißt es:

„Kraft der Grundgesetze Unseres Hauses und Landes ist die Regierung auf Uns übergegangen. Wir treten sie an im vollen Vertrauen auf die erprobte Treue Unseres Volkes und geben die Versicherung, daß Wir die Verfassung fest und unverbrüchlich halten und des Landes Wohlfahrt mit allen Kräften fördern werden. Dem hehren Vorbild Unseres in Gott ruhenden Vaters folgend, wollen Wir die Regierung führen in unwandelbarer Treue zu Kaiser und Reich, um deren Wiedererstehen der nun Vollendete sich unvergängliche Verdienste erworben hat.“

Diesem, seinem Volke beim Regierungsantritt gegebenen Versprechen ist Großherzog Friedrich II. bis zum letzten Augenblick seiner Regierung treu geblieben. Treue ist überhaupt eine seiner hervorragendsten Charaktereigenschaften, deren bestimmenden Einfluß wir überall wahrnehmen: Treue gegenüber dem Andenken seines geliebten Vaters, in dessen Sinn die Regierung weiterzuführen die Richtschnur all seines Handelns war; Treue gegenüber seinem Volke, mit dem er als Jähringersproß sich innigst verwachsen fühlte; Treue gegenüber Kaiser und Reich und den von seinem Vater bei der Reichsgründung freiwillig eingegangenen Verpflichtungen und Verzicht und schließlich Treue gegenüber seinen Mitarbeitern und Beamten, die wir Minister bei hundert Anlässen reichlich zu erfahren Gelegenheit hatten.

Der Regierungsantritt Großherzog Friedrichs II. fiel in eine Zeit geordneter, ruhiger Verhältnisse. Durch die Verfassungsrevision von 1904 war die Grundlage des Staates neu geregelt, die inneren politischen Verhältnisse waren zufriedenstellend, die politischen Parteien trotz der zwölf im Landtag sitzenden, im allgemeinen verständigen und gemäßigten Sozialdemokraten, deren Führer sogar an der Beisehungsfest Großherzog Friedrichs I. sich beteiligten, erträglich, die finanzielle Basis des Staatshaushalts durch die in den Jahren 1884 und 1906 erfolgte Einführung der allgemeinen Einkommensteuer und der Vermögenssteuer, die, wie die mehrfachen späteren Erhöhungen erweisen, eine Anpassung an den steigenden Staatsbedarf ermöglichten, abgestimmt, die wirt-

schaftliche Lage nicht ungünstig. So konnte sich der Wechsel in der Person des Regenten in ruhigen Bahnen vollziehen und der neue Herrscher konnte sich, seiner innersten Neigung folgend, der friedlichen wirtschaftlichen und kulturellen weiteren Entwicklung seines Landes, der Förderung der Wohlfahrt seines Volkes und der Besserung der sozialen Zustände widmen, worin er mit seiner gleichgesinnten Gemahlin in seiner hohen Mutter leuchtendes Vorbild und kräftigste Unterstützung fand. Für alles und jedes befandete er lebhaftestes Interesse, sowohl für die verbende Arbeit des Volkes in Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie wie für Künste und Wissenschaft. Mit unermüdlichem Eifer suchte er sich dauernd über alles zu orientieren, was im Lande vorging. Jede Woche empfing er der Reihe nach seine Minister zum Vortrag, wobei diese über alles, was im Laufe der Woche in ihrem Geschäftskreis sich ereignet hatte, ausführlich berichten und die zu ergreifenden Maßnahmen eingehend darlegen mußten. Nichts ersahen ihm zu geringfügig, ihm seine sorgende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Diese Vorträge vollzogen sich in so zwangloser, liebenswürdiger Form, daß kein besonderer Mut dazu gehörte, ohne Scheu und Rückhalt die Verhältnisse zu schildern und seine Meinung offen zu äußern. Man hatte unbedingt das Gefühl, daß man damit nur dem Wunsche des Großherzogs entsprach, der den Vorträgen mit fühlbarem Verständnis folgte, für jeden Vorschlag und Rat zugänglich war, der vernünftige Begründet werden konnte, und auch selbst manche wertvolle Anregung gab. Dieses vertrauensvolle Verhältnis des Souveräns zu seinen Ratsgebern machte diesen ihre Aufgabe leicht und erhöhte die Freude an der Arbeit, in der sie sich durch den Herrscher verständnisvoll gefördert sahen.

Ebenso vertrauensvoll war das Verhältnis des Großherzogs zu den beiden Kammern der Landstände. Das loyale Verhalten des Fürsten, seine bei den verschiedensten Anlässen zutage getretene edle, wohlwollende Gesinnung und sein ehrliches Bestreben, die Parteien auf nationaler Grundlage zu einigen und zur friedlichen gemeinsamen Arbeit für das Wohl des Volkes und die stetige Fortentwicklung des Staates zu gewinnen, sicherten ihm das Vertrauen der Parlamente, dem sich selbst die linksstehenden Abgeordneten nicht ganz zu entziehen vermochten. Dies zeitigte auch die aufsehenerregende Tatsache, daß die badische sozialdemokratische Partei sich in verständiger Weise nicht prinzipiell der Budgetgenehmigung verweigerte, daß ihre Anhängern sich auch bei Empfängen der Abgeordneten im Schloß beteiligten und daß bei der Jahreshundertfeier der badischen Verfassung am 22. Aug. 1918 sogar die sozialdemokratischen Mitglieder des Büros der II. Kammer Ordensauszeichnungen aus der Hand des Großherzogs entgegennahmen, dessen ernste, strenge Auffassung seines Herrscherberufes auch ihnen trotz ihrer antimonarchischen Grundtöne Achtung abzwang. Bei dieser eindrucksvollen Feier, die in kräftigstem Gegensatz zu den wenige Monate darauf folgenden Ereignissen steht, bestätigten die Präsidenten beider Kammern dem Großherzog die gewissenhafteste Handhabung der Verfassung und versicherten ihn der unverbrüchlichen Treue und der dankbaren Verehrung der Landstände. Der von dem Präsidenten der II. Kammer am Schluß seiner Ansprache ehrlichen Herzens ausgesprochene Wunsch, daß es dem Großherzog bechieden sein möge, „in einer langen, erfolgreichen Regierung auf der Grundlage unserer bewährten Verfassung das badische Volk in ungetrübter Lebensarbeit einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen“, sollte leider durch die zwingende Macht der Verhältnisse, der das badische Volk allein nicht zu widerstreben vermochte, vereitelt werden. Daß Großherzog Friedrich II. die Persönlichkeit gewesen wäre, die Wohlfahrt des Landes durch eine verständige, maßvolle Regierung in jeder Richtung zu fördern und auch dem immer mehr hervortretenden Verlangen nach freierwilliger Ausgestaltung der Verfassung und Erweiterung der Rechte der Volksvertretung Rechnung zu tragen, darüber kann, wer seine vornehmte, lediglich auf das Wohl des Volkes bedachte, der liberalen Tradition seines Hauses getreue, auf tiefer Religiosität und großer Herzensgüte basierte Denkungsart kennt, keinen Zweifel hegen, und dafür bürgt auch sein in feierlicher Stunde vor den versammelten Mitgliedern beider Kammern abgelegtes Bekenntnis: „Ich stehe fest auf ihrem (der Verfassung) Boden, wie meine Vorfahren es getan. Wie meine Vorfahren aber erkenne auch ich, daß auch das Verfassungsleben nicht stillsteht und das Verfassungswerk im gegenseitigen Einverständnis weiterzubilden ist, wenn und soweit der Wandel der Zeiten es erfordert. — Bewegen Herzens erwidere ich das Vertrauen, das mir von meinem aeltesten Volke dargebracht wird. Ich gelobe meinerseits, nach Kräften mitzuarbeiten an seiner glücklichen Zukunft. Im Hinblick zu Gott, dem Vater alles Menschenschicksals, erlaube ich meinen festen Glauben an diese Zukunft auf mein Vertrauen zum Volke meiner lieben Heimat! Und weiter sagt er in der Proklamation „An mein Volk!“ vom 22. August 1918: „Ich versichere, daß ich, festhaltend an dem Geiste der Verfassung und dem Vorbild folgend, das mir mein in Gott ruhender Vater in seiner langen segensreichen Regierung gegeben hat, nicht aufhören werde, mit Gottes Hilfe in Gemeinschaft mit meinem aeltesten Volke zu wirken für eine glückliche Weiterentwicklung und Zukunft.“

Im Volke wußte man, daß diese Versicherungen des Fürsten keine leeren, konventionellen Worte waren; man kannte seine treue Sinnesart, seinen geraden, offenen Charakter und sein selbstloses, ehrliches Mühen. Und deshalb brachte ihm das Volk Achtung und Verehrung entgegen. Der Großherzog ließ auch keine Gelegenheit unbenutzt, mit dem Volke in unmittelbare Berührung zu treten. Er folgte gerne Einladungen zu Festlichkeiten

in allen Teilen des Landes, nahm regen Anteil an allem, was das Volk bewegte. Bei unglücklichen Ereignissen ließ er es sich nicht nehmen, an der Unglücksstelle zu erscheinen, dem Betroffenen persönlich seine Teilnahme zu erweisen und für Hilfe zu sorgen. Eine Reihe solcher Fälle könnten aufgezählt werden; die Erinnerung daran dürfte in den betreffenden Kreisen wohl noch nicht erloschen sein. Mit besonderer Vorliebe beteiligte sich der Fürst an den Feiern der Militärvereine, die ihm die erwünschte Gelegenheit boten, die alten Soldaten zum Festhalten an den arden Errungenschaften des glorreichen Krieges von 1870/71 zu mahnen und den Sinn für Vaterland, Kaiser und Reich zu pflegen und zu wahren. So mußte er, nicht lediglich aus Pflichtbewußtsein, sondern dem Drang seines Herzens folgend, jeden Anlaß, das Band, das ihn mit seinem geliebten Volke verknüpfte, enger und fester zu schließen und so in den Herzen seines Volkes sich den Platz zu erobern, den sein Vater in seiner langen, segensreichen Regierungszeit sich gesichert hatte. Das war das hohe, schöne Ziel seines Strebens.

Sein Verhältnis zum Reich war ein durchaus loyales. Mit stolzem Interesse verfolgte er die wachsende Macht und Geltung des Reichs im Kreise der Völker und war als reichstreuere Bundesfürst von sich aus stets bereit, an der Stärkung des Reichs, an dessen Schöpfung sein Vater, wie er so gerne betonte, so verdienstvollen Anteil genommen hatte, im Sinne seines Vaters nach Kräften mitzuarbeiten. Schon sein nahes verwandtschaftliches Verhältnis zum Kaiserhaus verlieh ihm wie seinem Vater einen Einfluß, den er nach Tunlichkeit im allgemeinen deutschen und badischen Interesse nützlich geltend zu machen suchte. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte er die Berichte der badischen Gesandtschaft in Berlin über die Vorgänge in der Reichsregierung. Dabei erkannte er aber, daß das Land, auch als treues Glied des Reichs, doch seine süddeutsche Eigenart sich erhalten müsse, die durch eine völlige Uniformierung Deutschlands leicht verwischt werden könne, und er war darauf bedacht, die dem Lande noch verbliebene Souveränität vor allzu starker Beschränkung durch das Reich, hauptsächlich auf steuerlichem Gebiet, tunlichst zu bewahren, um nicht der Abhängigkeit beraubt zu werden, die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung seines Landes in der gewünschten und notwendigen Weise weiter zu pflegen.

Zu den sieben Friedensjahren der Regierung Großherzog Friedrich II. zeigte sich auf allen Gebieten des staatlichen Lebens eine rege, erfreulich vorwärtschreitende Tätigkeit. Ueberall suchte man die bessernde Hand anzulegen, in Gesetzgebung und Verwaltung den erkannten Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Eine Reihe wichtiger Gesetzgebungswerke entstand, von denen unter anderem nur die Besserung der Verhältnisse der Beamten und Lehrer durch eine Revision des Beamtengesetzes und der Gehaltsordnung, das Gesetz über die Armenfürsorge und über den Elementarunterricht, die Neuregelung der Gemeinde- und Städteordnung und das Disziplinalgesetz, die Neuordnung des Enteignungsverfahrens, die Ausdehnung der Befugnisse der Landwirtschaftskammer und die Einrichtung eines Staatsschuldbuchs erwähnt sein mögen. Eine günstige, durch Vereinfachung der Staatsverwaltung und verschiedene finanzielle Maßnahmen wie Erhöhung der direkten Steuern, Einführung der staatlichen Klassenparabens, Abschlag zur Reichserbschaftsteuer, Erlass eines Generalparabens, Einschränkung der unangebrachten Alimentierung der Staatseisenbahnen zu Lasten des allgemeinen Staatshaushalts gekräftigte Finanzlage gestattete, für die Neuschaffung, Verbesserung und Erweiterung staatlicher Einrichtungen erhebliche Mittel bereit zu stellen. Der Bau des Murgkraftwerks sollte der verbenden Arbeit des Landes billige, bequeme Kraft verschaffen, die Hebung der Kalifische des Oberlandes versprach dem Lande eine neue wertvolle Erwerbsquelle, ein Umbau der Saline Rappennau sollte diesen Staatsbetrieb ergiebiger gestalten, die Gründung des badischen Schiffsahrtkongress durch Erwerb der Aktienmajorität zweier großer Schiffsahrtgesellschaften sicherte dem Staate den nötigen Einfluß in der Rheinschiffahrt, welche durch die mit großen Kosten im Verein mit Elbst-Bothringen durchgeführte Rheinregulierung zwischen Sondernheim und Strassburg wesentlich erleichtert und gefördert wurde. Die Schaffung eines neuen, zweckmäßigen Heims für die Universität Freiburg und die Vorforsorge für eine gleiche gründliche Erneuerung der veralteten Bauten der Universität Heidelberg durch Um- und Neubau verschiedener Institute und durch Erwerbung des für weitere Bauten erforderlichen Geländes, ferner verschiedene Erweiterungsbauten der Technischen Hochschule in Karlsruhe, der Neubau der Kunstgewerbeschule in Pforzheim sowie eine Reihe sonstiger Schulgebäude dienen der Unterrichtsverfeinerung; die Armenfürsorge fand durch den Bau ausgedehnter, hygienisch vorbildlicher neuer Anstalten in Wiesloch und bei Konstanz die nötige Erweiterung. Dazu kam die Restaurierung und der Bau einer sehr großen Zahl von weiteren Profan- und von kirchlichen Bauten wie des schönen neuen Kurhauses und des Landesbades in Baden-Baden, die Instandsetzung des alten fürstbischöflichen Schlosses in Bruchsal sowie der Kirche in St. Blasien und im Kloster Lichtenthal, die Erstellung der staatlichen Dienstgebäude für die Landeshauptstadt, für den evang. Oberkirchenrat und den kath. Oberstiftungsrat und eine Reihe von Gerichts- und Dienstgebäuden im Lande. Ein großartiger Ausbau des Eisenbahnnetzes verbunden mit einer Verbesserung des Unterbaues und Vermehrung des rollenden Materials, dem Bau großer moderner Bahnhöfe (Basel, Karlsruhe, Durlach, Pforzheim, Heidelberg, Offenburg usw.) und musterständiger Eisenbahnwerkstätten, dem Ausbau des Rheinhafens, der Einrichtung des staatlichen Kraftwagenverkehrs, der

Verbesserung von Straßen und Brücken brachte die Verkehrseinrichtungen und -anlagen des Landes auf einen vorbildlichen Stand. Der Ende 1908 nach vierjährigen Verhandlungen mit den anderen deutschen Eisenbahnstaaten zustande gekommene Staatsbahnwagenverband bedeutete einen großen Fortschritt im Güterwagenverkehr und zugleich den ersten begrüßenswerten Schritt einer Betriebsvereinbarung der deutschen Bahnen. Ferner ist zu erwähnen der erste Versuch einer Elektrifizierung der Staatsbahnen auf der Wiesentalstrecke sowie die Verbilligung der Benutzung der Eisenbahnen für die minderbemittelten Reisenden durch Einführung der vierten Wagenklasse. Die Lage der Eisenbahnarbeiter wurde durch Neuregelung der Löhne, der Dienst- und Ruhezeiten und durch Errichtung von Heimstätten zu bessern gesucht.

Die so unter der sorgenden, für alle sich geltend machenden Bedürfnisse Verständnis zeigenden Führung des Großherzogs auf allen Gebieten kraftvoll sich entfaltende erfolgreiche friedliche Tätigkeit zur wirtschaftlichen und kulturellen Förderung des Landes, deren erschöpfende Wiedergabe hier zu weit führen würde, wurde durch den unseligen Krieg jäh gehemmt und die Ausführung verschiedener bereits festgelegter oder in Vorbereitung befindlicher Pläne vereitelt, wie die weitere Verbesserung der Rheinwasserstraße bis zum Bodensee und die Regulierung der Bodensee- wasserstände, die Kanalisierung des Neckars und die Errichtung weiterer Wasserkraftwerke, der Bau weiterer Eisenbahnstrecken und Bahnhöfe, eine erweiterte Fürsorge für die Beamten und Staatsarbeiter u. a. m. Der Krieg hat, wie der Präsident der Ersten Kammer sich treffend ausdrückte, dem Großherzog die schwerste aller Aufgaben eines Regenten auferlegt: ein treues und heißgeliebtes Volk durch Not und Leid hindurchzuführen, und dieser Aufgabe hat sich der Fürst mit einer bewundernswerten Aufopferung gewidmet. Seine besondere Sorge galt den im Felde stehenden badischen Truppen. Am liebsten wäre er wohl als Führer mit ihnen gegen den Feind gezogen. Da dies nicht anging, reiste er, keine Strapaze scheuend, so oft es zu ermöglichen war, auf den Kriegsschauplatz, suchte seine braven Badener in ihren Stellungen auf, um sich über ihre Lage, ihren Gesundheitszustand, ihre Bedürfnisse zu verlässigen und für sie so gut es ging zu sorgen. (Vgl. hierüber den nachfolgenden Aufsatz. Die Schriftleitung.) Er sorgte und bangte mit seinem Volk und unterwarf sich in der Lebenshaltung den gleichen Einschränkungen, da er vor seinem leidenden Volke nichts voraus haben wollte.

In wichtigen Gesetzgebungswerken sind aus den Kriegsjahren der Regierung des Großherzogs zu erwähnen die Aenderung des Kirchengesetzes, des Stiftungsgesetzes und des Gesetzes über den Fortbildungsunterricht. Die Haupttätigkeit der Regierung erstreckte sich in diesen trüben Jahren auf die Sicherung der Volksernährung und die Fürsorge für die unter der Kriegsnot besonders schwer leidenden Angehörigen des Mittelstandes, die Familien der Kriegsteilnehmer und die Beamten, Lehrer und Angestellten des Staates.

Schwer traf den Großherzog der militärische Zusammenbruch, der die wenige Monate vorher auch bei ihm noch vorhandene Zuversicht auf einen wenn nicht siegreichen, so doch erträglichen Ausgang grausam zerstörte. In einer Besprechung der von Berlin gestellten Frage, wie sich die badische Regierung zu dem Verlangen der Abdankung des Kaisers stelle, antwortete der Großherzog, daß er, abgesehen von den verwandtschaftlichen Beziehungen, unmöglich sich für die Abdankung aussprechen könne, nachdem sein Vater bei der Gründung des Reichs als erster deutscher Bundesfürst den neu erkorenen deutschen Kaiser als solchen begrüßt habe. Auch in diesem Ausspruch zeigt sich die Pietät, mit der der Sohn an allem festhält, was ihm durch Handlungen seines Vaters geheiligt erschienen. Als die Lage ernster wurde, war sein Hauptbestreben darauf gerichtet, das Schlimmste, den Bürgerkrieg, zu verhüten. Er war bereit, dafür jedes persönliche Opfer zu bringen und seine vertrauten Ratgeber zu entlassen. Und schließlich willigte er in vornehmster Weise in die Thronentsagung unter Entbindung der Beamten von dem ihm geleisteten Treueid und zeigte damit, daß er das Heil des Volkes höher stellte als sein eigenes dynastisches Interesse. Was dieser Entschluß, als letzter die stolze Reihe der so erfolgreich regierenden Zähringer beschließen zu müssen, ihn bei seinem starken Verantwortungsgefühl und seiner tiefen Gemütsveranlagung gekostet haben mag, ist schwer zu ermessen. In diesen schweren, verhängnisvollen Tagen hat er neben

bewundernswürdiger Unererschrockenheit eine echt fürstliche Hoheit und Würde gezeigt. Nur schwer war er zu bewegen, seinen unsicheren Wohnsitz in dem isoliert stehenden Palais mit dem sichereren Residenzschloß zu vertauschen, und den ihm dringendst nahegelegten Rat, die Hauptstadt zu verlassen und sich ohne Aufsehen auf eines seiner außerhalb gelegenen Schlösser zurückzuziehen, hat er lange abgewiesen. Er wollte vor der Gefahr nicht fliehen, auch nicht den Schein einer Flucht erwecken. Ritterlich und mutig als Soldat und Fürst wollte er auf seinem Posten, auf den ihn eine höhere Macht gestellt, ausharren. Nur mit innerem Widerstreben und wohl nur mit Rücksicht auf die Sicherheit der beiden Großherzoginnen und der zu Besuch bei ihrer Mutter weilenden Königin von Schweden, hat er schließlich, und zwar so zögernd nachgegeben, daß er mit der großherzoglichen Familie am 11. November, abends, die verbrecherische Tat der Beschießung des Schloßes durch eine von einem Unzurechnungsfähigen verheßte Bande noch erleben und durch das Fenster bei Nacht und Nebel sein Residenzschloß, das so oft Zeuge seiner Güte und Menschlichkeit gewesen war, verlassen mußte. Dieses tief beklagenswerte Vorkommnis war für den schwer geprüften Großherzog der härteste Schlag. Er konnte, obwohl der Angriff der verwerflichen Initiative eines einzelnen entsprang und das Volk nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, es nicht vergessen, daß er der einzige deutsche Fürst war, gegen dessen Person scheinbar eine Tätlichkeit versucht wurde, er, der stets das Beste gewollt, sich für sein Volk aufgeopfert und wo er konnte Gutes gewirkt hat. Nicht eigener Wille, sondern Geburt und Staatsgrundgesetz haben ihn zu dem verantwortungsvollen Amt berufen, das er in höchster Auffassung seiner heiligen Aufgabe und in treuester Pflichterfüllung verwaltet hat. In seiner Abdankungs Erklärung vom 22. November 1918 sagt er: „Mein und meiner Vorfahren Leittier war die Wohlfahrt des badischen Landes. Sie ist es auch bei diesem, meinem letzten schweren Schritt. Meine und der Meinigen Liebe zu meinem Volke hört nimmer auf. Gott schütze mein liebes Badener Land!“ Man kann diese wohl mit blutendem Herzen geschriebenen Worte nicht ohne tiefe Rührung lesen.

Die provisorische Regierung hielt es für ihre Pflicht, in der Kundmachung, mit der sie die Verzichtserklärung des Großherzogs erwiderte, folgendes ausdrücklich festzustellen:

„Die Aenderung der Staatsverfassung ist die Folge der weltpolitischen und gesamtdeutschen Entwicklung. Der Großherzog hat im Interesse des badischen Volkes die Folgerungen aus der von ihm persönlich nicht verschuldeten Lage gezogen. Das badische Volk anerkennt die Liebe zur badischen Heimat, die der Großherzog auch wieder in den Entschlüssen der letzten Tage betätigt hat.“

So wurde dem edlen Fürsten wenigstens eine kleine Genug-tuung durch die Bestätigung zuteil, daß er trotz der oft bewiesenen Liebe zur badischen Heimat ein schuldloses Opfer der unglücklichen Entwicklung der Dinge geworden sei.

Seine uneigennützig, würdige Haltung behauptete der Großherzog auch bei den Abfindungsverhandlungen mit der provisorischen Regierung, die ihm nur eine knappe materielle Entschädigung brachte. Auch in der Folgezeit bewahrte er eine vornehme Zurückhaltung und vermied peinlichst alles, was als eine Provokation hätte aufgefaßt und zu Komplikationen hätte führen können. Er blieb nach wie vor die edelstehende, vornehme Fürstengestalt, der das Wohl des Volkes am höchsten steht. In der Geschichte des Badener Landes wird der Name Großherzog Friedrich II., des letzten Regenten, als eines der edelsten, höchstgeachteten in der langen stolzen Reihe der badischen Fürsten mit besonderer Auszeichnung genannt werden. Die Achtung und Verehrung des Volkes blieb ihm erhalten, auch nachdem er des Nimbus der Herrschermacht entkleidet war. Vielleicht ist diese Verehrung jetzt ehrlicher und uneigennütziger wie zuvor.

Das badische Volk, das die Leistungen und Wohlthaten seiner früheren Fürsten auch im republikanischen Staat nicht vergißt und ihnen dankbar gedenkt, ehrt sich damit selbst.

Das badische Volk wird seines verehrten früheren Fürsten gerade in diesen Tagen, in denen er sein 70. Lebensjahr vollendet, mit besonderer Wärme dankbar gedenken und ihm aus ehrlichen, treuen Herzen die aufrichtigsten Wünsche für seine baldige Wiedergenesung und für eine lange friedliche Lebensdauer entgegenbringen.

Karl Doll / Großherzog

Die Güte und die Menschenfreundlichkeit, diese hervorleuchtenden Züge im Wesen Großherzog Friedrichs, fanden im Weltkrieg ein reiches Feld der Betätigung. In diesen vier Jahren, die so viel an seelischen und körperlichen Schmerzen, so viel an Jammer und an Elend häuften, mußte der eingeborene Drang, zu helfen, zu lindern und zu trösten, in weitestem Umfang sich auswirken. Großherzog Friedrich trat hier in die Fußstapfen seines Vaters. Es ist bekannt, wie dieser im Jahre 1870/71 bestrebt war, die Leiden und Schrecken des Krieges, auch unter der Zivilbevölkerung unserer Gegner, zu lindern. Erinnerung sei nur an seine Mahnung, die er im Namen menschlicher Brüderliebe an den General Ulrich, den Kommandanten von Straßburg, richtete, er möge der nutzlos gewordenen Verteidigung ein Ende machen. Vier Tage später, am 27. September 1870, erschien die weiße Fahne auf dem

Friedrich II. im Weltkrieg.

Münsterturm. Erinnerung sei auch an seine Bemühungen um die Versorgung der Bevölkerung von Paris mit Lebensmitteln nach der Kapitulation der Stadt.

Vom ersten Tag an empfand es Großherzog Friedrich als seine landesväterliche Pflicht, seinen Landeskindern, die unter die Fahnen gerufen waren, in Freund und Leid nahe zu sein. Er war unter ihnen in der erhebbenden Begeisterung des Ausmarsches, er hat sich mit ihnen ihrer glänzenden Waffenerfolge gefreut, er hat mit ihnen gesorgt und gebangt im Schützengraben wie im Lazarett, er hat mit ihnen und mit ihren Lieben in der Heimat im tiefsten Herzen getrauert um die schweren Opfer an Leben und Gesundheit, die dem Vaterland gebracht werden mußten.

Als am 9. August 1914 — es war ein glühend heißer Sommertag — die 29. Division bei Neuenburg auf dem Marsch kam

Elfaß den Rhein überschritt, sah man den Großherzog auf dem erhöhten Brückendamm stehen, wo er die endlose Marschkolonne während vieler Stunden an sich vorbeiziehen ließ. Jubelnd wurde er von den Truppen begrüßt, manch freundlicher Zuruf erging von ihm an Offiziere und Mannschaften, an Bekannte und Unbekannte. Bei Stockungen und Halten der marschierenden Truppe gab sich Gelegenheit zu Unterhaltung, zu Rede und Gegenrede. Am folgenden Tag, den 10. August, wohnte der Großherzog in ähnlicher Weise dem Rheinübergang des 14. Reservekorps über die Marfolzheimer Schiffbrücke bei und der Nachmittag desselben Tages sah ihn in Mülhausen, das am Vormittag in hartem Kampf den Franzosen wieder abgenommen worden war. Hier boten sich erstmals die Bilder der Zerstörung und der Vernichtung, die sich im Verlauf des Krieges in so furchtbarem Ausmaß häufen sollten.

Den bedauerndsten Opfern des Krieges, den Verwundeten und Kranken wandte der Großherzog von Anfang an seine besondere Teilnahme und Fürsorge zu. Auf seine Veranlassung wurde in Karlsruhe das Palais Prinz Karl als Vereinslazarett für verwundete und kranke Offiziere zur Verfügung gestellt und eingerichtet. Durch seine Freigebigkeit war für die Pflege des Lazarett auf die beste gesorgt. Jede Bitte, jede Anregung von Seiten der Ärzte oder der Lazarettverwaltung, die auf die Ausgestaltung und Verbesserung der Einrichtungen abzielte, fanden Verständnis und Gewährung. An schönen Nachmittagen stand jeweils ein Wagen bereit, der es den noch nicht gehfähigen Verwundeten ermöglichte, in die frische Luft zu kommen. Am 22. August, nach der großen Schlacht bei Saarbürg, konnte das Lazarett die ersten Verwundeten aufnehmen. Viele Hunderte folgten ihnen nach, die hier Heilung und Lebensmut wiedersanden.

In diesem wie in den anderen Karlsruher Lazaretten und in denen, die durch ganz Baden verstreut waren, scheuten der Großherzog und die Großherzogin, wie auch die Großherzogin Luise weder Zeit noch Mühe, um in vielen, vielen Besuchen und Beratungen überall zu helfen und zu trösten. Den Angehörigen der Gefallenen, den Schwerverwundeten und Verstümmelten wandte sich überall ihre besondere Teilnahme und Fürsorge zu. Auch bei seinen Reisen ins Feld, von denen nachher noch die Rede sein wird, ließ der Großherzog keine Gelegenheit vorbeigehen, die sich bot, um Feld-, Kriegs- und Stappenlazarette zu besuchen. Überall wurden die Ärzte und das Pflegepersonal begrüßt und in ihrer schweren und verantwortungsvollen Tätigkeit ermuntert, überall wurde nach Badenern unter den Verwundeten gefragt, um ihnen den Gruß der Heimat als Trost und Aufriechung bieten zu können. Es war oft rührend mitanzusehen, mit welcher echt menschlichen Güte und Anteilnahme der Großherzog mit den Verwundeten verkehrte. Jedem die Hand reichend, oft tief über das Bett gebeugt, damit sie ihre schwachen Stimmen nicht anzustrengen brauchten, zeigte er jedem einzelnen persönliches Interesse durch Fragen nach seinen Kriegserlebnissen, nach Ort und Zeit der Verwundung, nach der Heimat, Beruf und häuslichen Verhältnissen. Bei schwer Leidenden und Verstümmelten fand er stets den richtigen Ausdruck des Mitgeföhls, des Trostes und der Aufriechung. Auf manches blasse und abgehärmte Gesicht vermochte sein freundlich und aufmunternder Zuspruch einen Schimmer von Hoffnung und Zuversicht zu zaubern. Nicht selten bekam einer der Herren seines persönlichen Dienstes den Auftrag, brieflich oder nach der Rückkehr mündlich an Angehörige Bericht zu erstatten. Manch ein leuchtender Blick von einem Schmerzenslager dankte dem Großherzog, wenn er in seiner freundlichen und gütigen Weise sagte: „Ich werde Ihren Angehörigen mitteilen lassen, daß ich Sie hier in gut fortschreitender Genesung gesehen habe.“ Manches Geschöh, mancher Granatplitter, welche die Verwundeten mit Stolz vorzeigten, wurde mitgenommen. Zu Hause wurden diese Dinge dann gefast, als Uhrenanhänger, Briefbeschwerer und dergl. hergerichtet und gingen den Besitzern als wertvolle Andenken wieder zu.

In tiefer und schmerzlicher Bewegung ist der Großherzog an den vielen Heldengräbern in fremder Erde gestanden. Er hat sie überall aufgesucht auf seinen Fahrten und hat das Andenken der Toten, bekannter und unbekannter, von Freund und Feind in pietätvoller Weise geehrt. Bald war es ein einfacher Dorffriedhof irgendwo im Elfaß, bald waren es da und dort verstreute Einzelgräber, bald die endlosen Gräberreihen in Lens oder Bapaume mit ihren Denkmälern, ein anderes Mal das große Massengrab badischer Krieger von der Lothringer Schlacht dort bei Niederweiler, das er in stummer Ergriffenheit mit Blumen schmückte, bald im fernen Osten der wehmütig-stimmungsvolle Waldfriedhof von Drita, als geweihte Stätte dem Andenken der Gefallenen bereitet.

Was an Freude und was an vielem und schwerem Leid die vier Kriegsjahre im besonderen über Karlsruhe gebracht haben, das hat der Großherzog getreulich mit der Bürgerschaft miterlebt und hat es getreulich mit ihr geteilt. Die Tage vom 18. bis 22. August 1914 waren für uns eine Zeit banger Sorge und Erwartung. Drüben zwischen Metz und den Vogesen zog sich das große Schlachtenungetümmel zusammen, von dessen Ausgang auch unser Schicksal abhing. Am 22. vormittags traf die Nachricht unseres glänzenden Sieges ein und am Abend strömte alles vor das Schloß zu einer patriotischen Sieges- und Dankfeier. Militärkapellen spielten, die versammelte Menge sang in gewaltigem Chor „Deutschland, Deutschland über alles“ und jubelte dem Großherzog zu, der auf der großen Altane über dem Schloßportal erschien und eine mit Begeisterung aufgenommene Ansprache hielt. Später freilich, als die Verluste auch in den Karlsruher Familien

sich häuften, als auch die friedliche Bevölkerung durch die Fliegerangriffe aufs schwerste in Mitleidenschaft gezogen war, als die wirtschaftlichen Sorgen und Nöte anwuchsen, verstummten derartige laute Aeußerungen immer mehr und mehr. Hier überall haben der Großherzog und die Großherzogin durch ihre herzliche Anteilnahme manchen Schmerz und manches Leid gelindert. Sie haben mit uns allen getrauert um die Opfer jenes furchtbaren Bombenangriffes am Fronleichnamstag des Jahres 1916, und als in der Frühe des 26. Juni 1918 ein Haus in der Kriegstraße von einer Fliegerbombe zerstört wurde und einen Menschen unter seinen Trümmern begrub, war der Großherzog einer der ersten, der dort erschien, um für Hilfe und Rettung zu sorgen.

Im ganzen Amal hat der Großherzog im Verlauf der vier Kriegsjahre zum Teil ausgedehnte Reisen an verschiedene Fronten unternommen. Stets galten seine Besuche in erster Linie den badischen Formationen, mochten es nun Kampfgruppen sein oder Ruhebataillone, Stappenformationen oder Landstürmer, Rekrutendepots oder Eisenbahner. Auch die württembergischen, bayerischen und sächsischen Regimenter, zu denen der Großherzog als Chef in näherer Beziehung stand, wurden nicht vergessen. Lange und ermüdende Autofahrten führten ihn an alle wichtigen Punkte der Westfront, von der elsässisch-schweizerischen bis an die belgisch-holländische Grenze und im Osten tief hinein nach Polen, Litauen und Kurland. Hier überall waren badische Landesfinder verstreut, die sich darauf freuten, ihrem gütigen Landesherren in die Augen sehen zu dürfen. Kälte, Wind und Wetter bildeten auf diesen Fahrten niemals ein Hindernis, Nahrung und Nachtruhe kamen oftmals zu kurz.

Es ist unmöglich, auf beschränktem Raum all die Orte in Ost und West, an der Wasserkante und im Binnenland, auch nur mit einiger Vollständigkeit anzuführen, wo der Großherzog seine im Feld stehenden badischen Landesfinder aufsuchte. Ebenjowenig ist es möglich, alle einzelnen Truppenteile und Formationen zu nennen. Nichts wurde vergessen, was irgend erreichbar war, bis zur Feldbäckerei, bis zur Munitions- und Fuhrparkolonne oder bis zum Landsturmabteilung, das irgendwo zum Grenzschutz stationiert war. Den Teilnehmern von damals, soweit ihnen vergönnt war, die Heimat wiederzusehen, wird die Art, wie diese Besuche des Großherzogs bei den Truppen sich abspielten, in Erinnerung sein. Zur Aufriechung diene die folgende kurze Schilderung eines solchen Besuches bei einem größeren Verband, z. B. Regiment oder Brigade. Bei der Ankunft zunächst Begrüßung der jeweiligen anwesenden Höchstkommandierenden (Armees-, Korps-, Divisions- usw. Kommandeure). Dann Abschreiten der Front der in Linie oder in offenem Viereck aufgestellten Truppen, häufig unter klingendem Spiel. Dabei pflegte der Großherzog einzelne im Glied stehende Offiziere und Mannschaften anzusprechen, von den letzteren namentlich solche, die das Eisene Kreuz oder eine badische Auszeichnung trugen. Bei tiefer Aufstellung versäumte er niemals, die hinteren Glieder so zurücktreten zu lassen, daß er auch zwischen ihnen durchgehen konnte. Dann ließ man die Verbände zum Kreis oder zum Viereck zusammenschließen und in die Mitte tretend hielt der Großherzog mit weithin vernehmbarer Stimme eine Ansprache. Er streifte darin meist die allgemeine Kriegslage, sprach den Truppen für ihre Tapferkeit und aufopferndes Aushalten, auch in den schwierigsten Lagen, seinen und des Vaterlandes Dank und Anerkennung aus, ehrte das Andenken der im Kampf für die Verteidigung der Heimat Gefallenen und rühmte den Fleiß und das unbeugsame Durchhalten der Daseinmöglichen. Auch vergaß er niemals, die Grüße seiner Frau und seiner Mutter, der Großherzoginnen Hilbe und Luise, zu bestellen, gleichsam als stellvertretenden Ausdruck aller Grüße und Segenswünsche, welche die Angehörigen in der Heimat für ihre Feldgrauen im Herzen trugen. Die Rede klang jeweils aus in das Hurra auf den obersten Kriegsherrn, von den Truppen unter präferiertem Gewehr aufgenommen. Meist erwiderte dann einer der Kommandeure mit Worten des Dankes im Namen der Truppen an den Großherzog und mit dem Gelöbniß fernerer treuester Pflichterfüllung. Die Anhänglichkeit an die badische Heimat und an den geliebten Landesherren fand hier häufig erhebenden Ausdruck. Den Schluß bildete das dreifache Hurra auf den Großherzog. Wo Ort und Zeit es erlaubten, fand dann noch ein starrer Vorbeimarsch statt. Ein friedliches Manöverbild! Man hätte es dafür halten können, wenn nicht näher Geschützdonner und häufig das Abwehrschießen gegen feindliche Flieger an den Ernst der Lage gemahnt hätten. Nach Beendigung dieses sozusagen offiziellen Teils ließ es sich der Großherzog niemals nehmen, sich jeden einzelnen Offizier vorstellen zu lassen. Für jeden hatte er persönliches Interesse, für jeden freundliche Worte. Ebenso durften alle neuerdings beförigten Unteroffiziere und Mannschaften vortreten und wurden vom Großherzog in der leutseligsten Weise einzeln angesprochen. Darin konnte der hohe Herr keine Ermüdung, keine Zeit war ihm zu lang, kein Wetter zu schlecht, um mit seinen geliebten Landesfindern immer wieder in die eingehendste persönliche Beziehung zu treten.

Unseren ehemaligen Karlsruher Leibgrenadiere sei folgendes ins Gedächtnis zurückgerufen: Zusammen mit anderen Teilen des aktiven 14. Armeekorps wurden sie vom Großherzog in den letzten September- und ersten Oktobertagen des Jahres 1914 in der Umgegend von Metz begrüßt. Sie kamen aus den schweren Kämpfen in den Vogesen (Schlacht bei Saarbürg), und manchem schmalen und blassen Gesicht sah man die schweren Strapazen der letzten Zeit an. Manche Truppenteile waren merklich gelichtet. Doch zogen sie guten und frischen Mutes neuen und schweren Auf-

gaben entgegen, die ihrer auf einem andern Teil des westlichen Kriegsschauplatzes harrten. Schon Mitte Januar 1915 sah sie der Großherzog wieder in Senin-Vietard im flandrischen Industriegebiet und am 9. August 1915 vor Reims. Mehrere Stunden lang durchwanderte hier der Großherzog die in die Champagnereife eingegrabenen Stellungen. Weiterhin werden Ortsnamen wie Douai (17. Juni 1915), wie Bouziers (13. April 1916 und letztmals 9. August 1918), Savigny (16. September 1916), Bémont Ferme (19. November 1916) und La Francheville, südlich Metzères (7. Januar 1918) den alten Leibgrenadiere und Angehörigen anderer badischer Truppenteile in den Ohren klingen als Orte, wo der Großherzog in gewohnter Weise unter ihnen weilte.

Oder die alten Leibdragoner werden den 31. Juli 1916 nicht vergessen haben. Es war ein schöner Sommertag, an dem sie im fernen Osten, in Dannenthal an der Na, östlich Mitau, ihren Großherzog mit fröhlichen Heiterkeit begrüßten. Ebenso im Gegensatz hierzu den 19. März 1918, einen regenärmeren Tag, an dem sie der Großherzog im fernen Westen in St. Laurent an der holländischen Grenze wieder sah. Noch viele Orte in Ost und West könnten genannt werden, noch manches Truppenlager könnte namhaft gemacht werden, bald in brütender Sommerhitze, bald vom Winterschnee bedeckt, wo der Großherzog die aktiven und Reserveformationen des 14. Armeekorps aufsuchte. Erinnerung sei nur an das Truppenlager Marvaux und an das sog. Täschnerlager. Im letzteren weilte der Großherzog am 11. April 1916 und am 14. September 1916 bei den Ruhebatallionen der Regimenter 112, 113 und 142. Das sog. Endowlager südlich Monthois in der Champagne besuchte er am 21. November 1916 und das verschneite Waldlager bei Louppy und Remoiville, südlich Montmédy, am 5. Januar 1918. Die Truppen wechselten ja vielfach zwischen den verschiedenen Kriegsschauplätzen hin und her. Die 75. Reservebrigade sah der Großherzog am 9. Januar 1918 in Laon wieder, dieselbe Division, die er am 6. September 1915 in Augustowo und am 24. Juli 1916 bei ihrem Waldlager westlich des Karoozsees an der polnischen Ostfront besucht hatte.

Die alten Mannschaften, die Landwehrlente und Landstürmer, durften sich des besonderen Interesses und Wohlwollens von seiten des Großherzogs erfreuen. Waren sie doch durch die jahrelange Abwesenheit von Haus und Hof, durch die Trennung von Familie und Beruf besonders hart betroffen. Auch diesen „alten Leuten“ seien einige Orte und einige Daten ins Gedächtnis zurückgerufen. Bei der 8. Landwehrdivision war der Großherzog am 25. September 1915 im Oberelsaß in der Gegend von Pfirt und am 8. Juni 1916 in Waldighofen im Sundgau, zwei Tage zuvor bei der 12. Landwehrdivision in Pulversheim bei Mühlhausen. Die 8. Landwehrdivision wurde dann später noch einmal am 14. Juni 1917 an einem andern Teil der Westfront, in Jeandelize in der Woivre, aufgesucht. Das Landwehrbataillon Bruchsal, die Landsturmabteilung Mannheim 1 und 2 standen in Pierre, in Capelle und in Bemer in der Umgegend von Antwerpen. Bei ihnen weilte der Großherzog am 1. und 2. Juli 1915. Drei Tage später, am 5. Juli, war das Landsturmabteilung Karlsruhe auf der Citadelle von Lüttich zur Begrüßung durch den Großherzog aufgestellt. Auch vom östlichen Kriegsschauplatz seien nur einige Namen und Daten herausgegriffen: Landwehrbataillon Donaueschingen in Warschau am 14. Juli 1916, Landsturmabteilung Bruchsal in Olita und in Kowno und das Landsturmabteilung Mosbach in Wileika.

In großer Zahl haben stets Badener bei der Marine gedient. Besonders das leichtbewegliche und unternehmungslustige Volkchen der Pfälzer hat, schon durch seine Beziehungen zu Schifffahrt und Handel auf dem Rhein, von jeher den Zug zur Wasserkante

verspürt. Auch die Bodenseegegend mit der Vertrautheit ihrer Bevölkerung mit dem Wasser pflegte der Marine viele Dienstpflichtige zuzuführen. So hat denn auch der Großherzog die badischen Landesfinder, die zu einer Marineformation eingezogen waren, nicht vergessen. Die 14. Reise des Großherzogs ins Feld vom 2. September 1916 an galt dem Marinekorps, das mit der Bewachung und Verteidigung der belgischen Küste betraut war. Auf dem Marktplatz in Ostende und auf der Strandpromenade von Blankenberghe konnte hier der Großherzog seine Badener begrüßen. Die vorletzte (die 20.) Reise führte vom 21. Mai 1918 an den Großherzog zur Marineformation der Nordsee. Hier in Wilhelmshaven, wo Werftanlagen und Schiffsbauten auf das eingehendste besichtigt wurden, waren wieder an zwei Stellen die von überallher zusammengeholtten Badener, mehrere Hundert an der Zahl, in langer Front aufgestellt. Es wirkte schließlich erhellend, wenn mit großer Regelmäßigkeit auf die Frage des Großherzogs: „Wo sind Sie her?“ in unverfälschtem Redarschleim die prompte Antwort erfolgte: „Aus Mannheim, Königliche Hoheit“. Der Höhepunkt dieser Reise war dann die Fahrt des Großherzogs auf dem Linienenschiff „Baden“ von Wilhelmshaven nach Cuxhaven. Die Erinnerung daran und an unsere schönen und stolzen Schiffe erweckt heute das Gefühl unfäglicher Bitterkeit und Trauer. Es war ein klarer, warmer Maientag, die Nordsee glatt und friedlich. Der „Baden“ folgte als Begleitschiff in Kiellinie der neue kleine Kreuzer „Karlsruhe“. Auf Deck der „Baden“ waren die Offiziere und Mannschaften aufgestellt, deren Front der Großherzog abschritt. Beim Auslaufen in die freie Nordsee dienten vier Torpedoboote, die zunächst in Kiellinie gefolgt waren, zu je zwei rechts und links in einigen 100 Meter Entfernung als Sicherung gegen feindliche U-Boote. Vor und über den Schiffen kreisten in eleganten Wendungen und Schleifen 4 Seesflugzeuge, denen sich später, von Helgoland kommend, 4 weitere zugesellten. Lange stand der Großherzog mit den Marineoffizieren auf der mittleren Kommandobrücke, alle Blicke gespannt in der Richtung auf Helgoland gerichtet, das langsam und zunächst in undeutlichen Umrissen aus dem Dunstkreis am Horizont auftauchte. Immer deutlicher zeichneten sich die Einzelheiten der Insel ab. Der rote, senkrecht aufsteigende Fels, als Gegenatz dazu der weiß sich abhebende sog. Lummensfels (Mittelpunkt der Lummens-Seebögel), am spitzen zulaufenden Ende der Insel, die isoliert, wie ein Zahn aufragende Felsklippe, Mönch genannt, auf dem sog. Oberland der Leuchtturm — alles kam in schönster Sonnenbeleuchtung immer klarer und deutlicher heraus. Dazu die ausgedehnten neuen Hafens- und Dammbauten mit den zugehörigen gewaltigen Gebäudekomplexen auf dem Unterland — auch sie sind heute nicht mehr. Auf der Hafennote in Cuxhaven, wo die „Baden“ nachmittags 4 Uhr festmachte, standen wieder zahlreiche Badener, verschiedenen Marineformationen, u. a. einer Flottille von Minensuchbooten angehörig, zum Empfang des Großherzogs bereit.

Wenn Großherzog Friedrich II. von Baden am 9. Juli sein 70. Lebensjahr vollendet, wird weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus und in weitesten Kreisen in Treue und Anhänglichkeit seiner gedacht werden. Auch die alten Kämpfer aus dem großen Krieg, vom Heerführer bis zum letzten Musketier, werden sich in Dankbarkeit dessen erinnern, was Großherzog Friedrich ihnen draußen war und was er ihnen draußen gegeben hat. Auch den Großherzog, den körperliches Leiden zwingt, den Tag in stiller Zurückgezogenheit zu begeben, wird es trotz allem, was dazwischen liegt, nicht gereuen, in diesen schweren Kriegsjahren die für uns traditionelle enge Verbundenheit des Fürstenhauses mit dem badischen Volk in Treue gepflegt zu haben.

Ulrich Bernays / Franz Schnabel: Sigismund von Reizenstein, der Begründer des Badischen Staates.

Mit einem Zitate aus dem „Principe“ des Machiavelli, das in seiner Weise an das Goethewort von der Verkettung von Verdienst und Glück, beginnt der Verfasser sein bei Hörning in Heidelberg soeben erschienen Buch. Und er hätte keinen besseren Ausgangspunkt wählen können. Denn in Sigismund von Reizenstein vereinigen sich diese beiden Dinge in hervorragendem Maße. Der Beginn seiner eigentlichen Tätigkeit fällt für ihn, der sich auf der Göttinger Universität und in den Bayreuther Landen vorgebildet hat, um dann in die Dienste des badischen Markgrafen Karl Friedrich zu treten, in die Zeit des ersten Koalitionskrieges. Das Vertrauen seines Herrn und des leitenden Ministers Eberstein stellt ihn vor die Aufgabe, nach dem Basler Frieden auch für Baden zu einem Friedensabschluß zu kommen, was ihm dann freilich erst nach dem Frieden von Campo Formio gelingt. Aber gleich hier bewährt Reizenstein die Gaben, die für ihn kennzeichnend sind. Von Gefühlspolitik ist bei ihm keine Spur; daß das alte Reich verfallen wird, hat er ebenso klar erkannt, wie daß Frankreich für die nächste Zeit die ausschlaggebende Macht in Europa sein wird. Da handelt es sich nun für ihn darum, daß Baden bei dieser allgemeinen Umwälzung eine möglichst günstige Stellung einnehme. Gebietszuwachs soll es erhalten, je mehr, desto besser, womöglich soll es der einzige Nachbar sein, den Frankreich auf dem rechten Rheinufer findet, das ist für beide von Vorteil. Uns, die wir anders zu denken gelernt haben, will es mit-

unter seltsam zumute werden, wenn wir sehen, wie Reizenstein da immer mit neuen Kombinationen kommt, ohne Rücksicht auf historisch Gewordenes, ohne gefühlsmäßige Einstellung zu dem, was den Bewohnern in behaglicher Enge lieb und vertraut geworden war. Aber das waren die Lehren, die die französische Revolution und ihr Erbe Napoleon den Staatsmännern der damaligen Zeit gebracht hatten, und Reizenstein tat nichts anderes als viele mit und neben ihm, mit dem einzigen Unterschied freilich, daß er nichts für sich herauszuschlagen wollte, sondern alles nur zum Wohle des Staates tat, dem er diente. So verdankt tatsächlich unser Baden dem Freiherrn von Reizenstein in erster Linie seinen heutigen Bestand. Schnabel führt es im einzelnen aus. Pfalz und Breisgau werden badisch, der Markgraf wird Kurfürst und Großherzog, muß freilich dem Rheinbunde beitreten. Es ist Reizenstein nicht immer leicht gefallen, den alternden Fürsten, der sich sehr stark als deutscher Reichsfürst fühlte, zu diesen Dingen zu bewegen, aber er hat es getan aus der klaren Einsicht heraus, daß nur so der Bestand Badens gerettet und gefestigt werden könne.

Und als er dann seinem Herrn diese Gebiete erworben hatte, so ist es Reizenstein gewesen, der nun in diese zusammengepöppelten Länderstücke auch die Einheit brachte. Nicht nur den Landenerwerb hat Baden dem Freiherrn zu verdanken, sondern, was weit schwerer war und weit schwerer wog, auch das, daß wir uns

heute in Baden als ein Staat fühlten, daß Pfälzer und Alemannen zwar ihre Eigenart behalten haben und sie mit berechtigtem Stolz pflegen, daß aber doch für sie beide Baden als Ganzes genommen sehr viel mehr ist als ein geographischer oder, hier wohl besser gesagt, als ein politischer Begriff.

Was Reizenstein hier für den Staat im ganzen leistete, hat er vielleicht am schönsten in einer Einzelaufgabe an das Licht treten lassen, wozu ihn freilich persönliche Neigung besonders befähigt machte. Wir meinen die Reorganisation der Universität Heidelberg. Rupprechts alte Schule war 1803 mit der Pfalz an Baden gekommen, es ist Reizensteins eigenes und liebtes Werk, daß sie bald wieder im alten Glanze erstrahlte, bald wieder führend wurde unter den Universitäten Deutschlands. Reizenstein hat ihre Aufgabe von vornherein klar erkannt: sie sollte nicht beschränkt bleiben auf die badischen Studenten, sondern sie sollte die Vermittlerin sein zwischen Nord und Süd, sollte den Herberer geben von dem Zauber des Südens mit seiner uralten Kultur, seinen weichen und wandlungsfähigeren Formen. Er selber gehörte ganz dem Kreise jenes Humanismus an, als dessen gewichtigsten Vertreter wir uns W. v. Humboldt zu betrachten gewöhnt haben. Noch im Mannesalter lernte er Griechisch, mit Voeckh und Creuzer verband ihn nahe Freundschaft, die Beschäftigung mit dem Altertum bot ihm Trost und Ruhe in den Wirrnissen und Enttäuschungen seines Lebens.

Denn die konnten nicht ausbleiben. An Gegnern fehlte es nicht bei den schwierigen und verworrenen Verhältnissen des badischen Hofes. Mit dem Erbgroßherzog und späteren Großherzog Karl, dem Gemahl der Stephanie Beauharnais, hatte Reizenstein persönlich und dienstlich zu tun. Wohl wenige haben wie er das Wesen dieses Unglücklichen durchschaut, und will man neben dem Staatsmann den Menschen Reizenstein kennen lernen, so muß man die Briefe lesen, die dieser an den Fürsten richtete. So ist es letzten Endes auch Reizenstein zu verdanken, daß Karl seine Unterschrift unter jene Verfassung setzte, die dann, mit wenigen Abänderungen ein volles Jahrhundert gegolten hat, und zeitweise das kleine Baden und seinen Landtag in den Mittelpunkt des deutschen Verfassungslebens gestellt hat.

Aber gerade dieser Landtag sollte es dazu bringen, daß Reizenstein im hohen Alter noch einmal auf der politischen Bühne erscheinen mußte, von der er sich schon lange nach seinem geliebten Heidelberg zurückgezogen hatte. Er ist in diesen letzten Jahren, wie Schnabel mit Recht sagt, „aufgebraucht“ worden. In den

Wiener Ministerkonferenzen mußte er teilnehmen, Metternichs Argwohn beschwichtigen gegen die allzu freihetlichen Gesinnungen des Landtages von 1831. Ob er es gern tat, wer will es sagen, manches an der Reaktion mußte dem Bögling der Aufklärung, dem Vertreter des Humanismus sicher mißfallen. Dann tritt er mehr und mehr zurück, die Beschwerden des Alters stellen sich ein, 1848 hat er nicht mehr erlebt, am 5. März 1847 war er zu Karlsruhe gestorben. Auf dem alten Friedhofe ist er begraben, seine Büste schmückt sein Grab.

Wir müssen es Schnabel Dank wissen, daß er das Bild dieses Mannes, der fast vergessen war, in frischer und lebendiger Darstellung in uns wieder erweckt. Als echter Historiker will er in erster Linie zeigen, „wie es eigentlich gewesen“. Aber so wenig wie der große Meister, der dieses Wort prägte, begnügt er sich damit. Ueberall geht er in die Tiefe, überall bemüht er sich, das einzelne mit dem Allgemeinen zu verbinden, und vor allem geht er der schwierigen Frage nie und nirgends aus dem Wege, die sich bei einem Manne, dessen Hauptbetätigungsgebiet die äußere Politik war, immer wieder aufdrängen muß, die Frage nämlich, wie weit bei der äußeren Politik Gefühlswerte mitsprechen dürfen, oder nur die nackten wohlverstandenen Interessen des eigenen Staates. Reizenstein ist hierin völlig Sohn der Aufklärung und der französischen Revolution, und in der Organisation des badischen Staates beweist er deutlich, daß er ganz auf dem Boden des aufgeklärten Despotismus steht in starkem Gegensatz zum Freiherrn vom Stein. Eben jener Freiherr vom Stein hat aus der ganzen Tiefe seiner Gesinnung heraus den Rheinbundstaaten und damit auch Baden tödlichen Haß geschworen. Und auch später wurden die Stimmen immer wieder vernehmbar, man denke etwa an H. v. Treitschke, die den Klein- und Mittelstaaten die Berechtigung abspanden und sich mit ihrem Liberalismus nicht befreundeten konnten. Und jetzt in unserer Gegenwart werden wir stärker als je zuvor von der Frage nach Föderalismus oder Unitarismus bewegt. Wir haben hier nicht darüber zu entscheiden. Aber was wir aus dem Buche Schnabels zu unserer Freude sehen können, ist das, daß die Arbeit eines tüchtigen Mannes ihren Segen trägt in sich selbst. Und nicht nur in sich selbst. Denn Reizensteins Werk hat ihn überlebt, Baden ist das geworden, zu dem er es machen wollte. Und mit diesem Baden und mit dieser Gesinnung hat dann Großherzog Friedrich, der Enkel Karl Friedrichs, stärker wie jeder andere der deutschen Fürsten, dazu beigetragen, daß das Reich entstehen konnte. Das Reich, das sich zwar wandelte, das aber noch heute unsere Stütze und unser Hort ist in dieser dunklen und wirrnissvollen Zeit.

Wilhelm Zentner / Zwei unveröffentlichte Scheffelbriefe aus dem Jahre 1851.

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1851 war Emma Heim, eine Sechzehnjährige, zum ersten Male in Scheffels „grüne Stube“ zu Karlsruhe getreten, wo er gerade Eindrücke und Erlebnisse seiner im September unternommenen Wanderschaft durch Graubünden und das Engadin in den für die Augsburgburger „Allgemeine Zeitung“ bestimmten Briefen „Aus den rhätischen Alpen“ niederlegte. Man kennt die Rolle, die die schöne Base von da ab in des Dichters Leben zu spielen bestimmt war. Schon der erste Eindruck scheint tief und bestimmend gewesen zu sein. Es war wirklich eine Eroberung im Sturme, wie Meister Josephus später einmal zugestanden hat. Der unwiderstehliche Ruf der Sehnsucht mag es auch gewesen sein, der Scheffel Anfang November zunächst nach Offenburg in das Haus seines Verwandten Joseph Gottwald, dessen Gattin Marie eine Nichte von Josephs Vater war, und dann weiter ins Kinzigtal getrieben hat. Der im nachfolgenden mitgeteilte Brief an seine Schwester Marie, der noch vor des Bruders Besuch in Zell geschrieben wurde, sucht — und dies ist sein geheimester Reiz — eine unverkennbare innere Erregung hinter dem flimmernden Schleier der Ironie zu verdecken: er beginnt, als wolle er dem Karlsruher Elternhaus seine Verlobung anzeigen, um schließlich die Mitteilung zu machen, daß er — seinen Hund an seinen Freund Steinberg verschenkt habe. Wer Scheffels wahrer Herzinstimmung in jenen Tagen näher nachgeht, der weiß, daß dieser Brief gar nicht so durchaus scherzhaft gemeint war, wie er sich zu geben bemühte, und daß ein heimlicher Wunschtraum deutlich durch seine wenigen Zeilen schimmert. (Uebrigens war der darin erwähnte Hund „Türk“ eben jener, dessen Erwerb vom „süßrigen Alexander“ im „Dürren Ast“ zu Hochschür der Dichter in seinem Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald“ in so launiger Weise erzählt.) Vollends zur Tragödie wird die Komödie, wenn man sich erinnert, daß Scheffel zwei Jahre später, ebenfalls im Hause Gottwald, sich tatsächlich zu verloben gedachte, aber seine Werbung einem deutlichen „Nein“ begegnete. Wie sagt der Volksmund? — Das nennt man den Teufel an die Wand malen!

Im Dezember gleichen Jahres trat der Dichter, dessen Absicht, den Winter in Rom zu verbringen, durch den ganz Europa in die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen sehenden Staatsstreich

Napoleons vereitelt worden war, die freigewordene Stellung eines Sekretärs am mittelherrnlichen Hofgericht zu Bruchsal an. Bald nach seinem Eintreffen ist der zweite hier mitgeteilte Brief, dessen Veröffentlichung ich ebenfalls der Genehmigung des Karlsruher Scheffelmuseums und des Deutschen Scheffelbundes verbanke, geschrieben: er entwirft in kurzen Zügen den ersten Stimmungseindruck, den Scheffel von Bruchsal empfangt und gedenkt mit einiger Behmut der schönen Praktikantenzzeit in dem landschaftlich reizvolleren Säckingen.*)

Offenburg, 5. Nov. 51.

Liebe Marie.

Mir geht's gut. Ich schreibe Dir aber nicht deshalb, sondern lediglich um Dich einzuweilen zu benachrichtigen, daß ich schwerlich schon am Montag heimkomme. — Und auch deswegen nicht, sondern um Dich auf Etwas anderes vorzubereiten.

Rücksicht auf die Wünsche meines Vaters — ein Hinblick auf die Verhältnisse unseres Hauses, und auf die Notwendigkeit, die im Konflikt mit den Wünschen des Herzens die Oberhand davon tragen muß: haben in mir einen Entschluß reifen lassen, der folgenreich für mich selbst sowie für das teure Wesen, dem er hauptsächlich gilt, sein wird. Deiner schwesterlichen Teilnahme bin ich im Voraus versichert — sie war mir schon bei so manchen Wendungen des Lebenswegs tröstlich.

Bereite meine theuern Eltern würdig und ernst auf das Ereignis vor, und vermeldet Ihnen vor allem, daß ich auch hiebei mich keine Linie von den zarten Pflichten des Sohnes entfernt zu haben glaube.

— — — Du wirst nun sicherlich auf die Nachricht von meiner Verlobung gefaßt sein. Allein die kommt diesmal noch nicht. Später wird's schöner.

Nein. — Wohl aber habe ich meinen Wälder Hund Türk an Herrn von Steinberg verschenkt, bei dem er landwirtschaftliche Studien treiben und glücklich sein wird.

*) Scheffels sämtliche Säckinger Briefe an sein Elternhaus (1850 bis 1851) erscheinen als Jahresgabe des Deutschen Scheffelbundes 1927, herausgegeben von Wilhelm Zentner. In diesem Herbst.

Wenn also die nächste Woche, bevor ich daheim bin, ein Knecht von Baden kommt, um besagten Türck abzuholen, so gib ihm denselben ohne Weiteres, und empfehl ihn der Sorge dieses Hausmechts.

Im Uebrigen hat's hier geregnet und geschneit, so daß ich nicht viel draußen war. Dagegen hab ich die Bibliothek des alten Oberbürgermeisters wieder eingerichtet und viel angenehme Beschäftigung dabei gehabt, — auch bei Frau Assessor Wieland einen solennen Besuch gemacht.

Morgen gehe ich nach Zell.

Das Haus Gottwald grüßt freundlich.

Ich empfehle mich Euch zu Gnaden. Und meinem Türck ein Gebewohl.

Joseph.

Bruchsal, 12. Dez. 51,

Meine liebe Mutter.

Ich danke Dir für Deinen Brief, und freue mich, daß die Sädinger Lachsforelle, die mir meine frühere Herbergsmutter Frau Broglie zum goldenen Knopf*) gewidmet hat, Euch Veranlassung zu einem heiteren Abend war. Mir hätte sie hier nichts

*) Wo Schessel als Sädinger Rechtspraktikant seinen Mittags- und Abendessen genommen hatte und Mitglied einer fröhlichen Tafelrunde gewesen war.

genutzt; desto erfreulicher war mir der Brief, als Beweis, daß ich oben am Rhein in gutem Andenken stehe. Es ist mir schier etwas wehmützig dabei zu Sinn geworden.

Hier bin ich gleich mitten in die Geschäfte hereingefallen. Am Dienstag früh habe ich schon in einer öffentlichen Sitzung des I. Senats als Sekretär fungiert. Hr. Staatsrath Veff**) hat mich sehr freundlich empfangen. Die übrigen gestrengen Herren kenne ich noch kaum, am Sonntag werd' ich eine Masse Besuche machen. Vielleicht habe ich auch Gelegenheit, in einer der Geschworenengerichtssitzungen als Schriftführer anwesend zu sein, was sehr interessant ist.

Ich wohne noch in der Post (bad. Hof) und werde erst später mich um eine Wohnung umsehen. Bruchsal scheint mir im Uebrigen eine so schöne Stadt zu sein, daß man sogar Heimweh nach Carlshaus bekommen kann.

Wenn ich einmal mehr erlebt habe und bekannter bin, schreib ich weiter**).

Einstweilen meine herzlichsten Grüße an Euch alle —

Dein Joseph.

*) Johann Baptist Veff (1797—1855), von 1846 bis 1849 badischer Minister des Innern, Verfasser der Schrift „Die Bewegung in Baden“ (1850), nach seinem Rücktritt vom Ministerposten Präsident des Hofgerichts in Bruchsal.

**) Weitere Briefe sind nicht mehr erhalten.

Emmanuel von Bodman / Der Berg.

Frau Wittmann sagte zu ihrem Buben: „Karl, wenn du mir noch einmal über'n Bach willst, dann lege ich dich übers Knie und verschlage dich derart mit Vaters Meerrohr, daß dich acht Tage lang das Fell juckt.“ Sprachs, wischte ihre nahgewordenen Schuhe im Gras ab und führte den triefenden Karl an der Hand in die Stube, wo sie ihm die nassen Kleider auszog und ihm trockene dafür anlegte. „Soll ich jetzt in die Werkstatt gehen und es dem Vater sagen?“ fragte sie und sah ihm in die bittenden Augen. „Dummer Kerl,“ sagte sie, indem sie ihm das Haar abwischte, „wenn nun der Bach tiefer gewesen wäre und du wärst ertrunken? Dann hätte der kleine Karl zum letztenmal geschnappt! Was wolltest du denn drüben machen?“

„Die Weilschen holen.“

„Ach was, Weilschen! Dafür geht man nicht über'n Bach.“ Sie nahm nun die nassen Kleider auf den Arm, wies auf die Schiefertafel und sagte, er solle jetzt seine Aufgaben machen. Dann ging sie in die Küche, wo sie mit aufgestülpten Ärmeln Kraut hobelte, daß es bis zum kleinen Karl hinüberquerschte. Der sah am Tisch und blickte auf die Tafel. In der Ecke derselben stand ein großes lateinisches B. Damit sollten sie die Tafel vollschreiben, hatte der Lehrer gesagt. Sonderliche Lust dazu empfand er nicht. Die Weilschen jenseits vom Bach in Bauers Garten! Und hinten, weit hinten der Berg mit dem Wald darauf! Ja, da war er noch nie allein gewesen. Wohl hatte ihn der Vater manchmal mitgenommen, am Sonntag, am grellen Nachmittag aber, und so viele Leute waren da und aßen Meißel und Käse; von den Geistern, die im Berg hausten, bekam er nie etwas zu sehen, die zeigten sich erst am Abend oder in der Nacht. Das wäre was, wenn er um diese Zeit einmal allein hingänge. Er wollte schon sein Holzsäbel mitnehmen und wacker dreinhauen, wie Roland, der Held. Und er malte ein Männlein auf die Tafel und gab ihm ein Schwert in die Hand, und das war er, Karl Wittmann. Mit bekümmertem Gesicht nahm er wahr, daß das große B in der Ecke das Männlein ungern sah, es schien ihm vielmehr finster dreinzublicken. Da wischte er das Männlein aus, preßte den Mund zusammen und füllte die Tafel mit schönen großen B aus, und als er fertig war, freute er sich und ließ seinen mit blauem Papier umhüllten Griffel in dem Sonnenstrahl, der schräg über dem Tisch lag, funkeln. . . . So sah er, bis der Vater in seiner blauen Bluse hereinkam. Er trat hinter die Thür und reinigte seine Hände am Handtuch.

„Nun, Karl, hast du deine Aufgaben gemacht?“ fragte er und ergriff die Tafel. „Gut so,“ sagte er, klopfte dem Kleinen auf die Schulter, setzte sich an den Tisch und las die Zeitung.

„Vater,“ fragte Karl, „ist es wahr, daß es oben auf dem Berg Veffster gibt?“

„Veffsbedeckel!“ sagte der Vater, „wer hat dir den Unsinn angedreht?“

„Der Kunol!“ antwortete Karl mit enttäuschter Stimme.

„Laß dir von dem nichts vormachen! Der hat's aus den Märchenbüchern, die ihm seine Mama immer kauft. Das ist alles Schwindel. Aber Italiener gib's dort mit Samthosen und roten Hütern und Messern darin.“ Der Vater las weiter.

Der kleine Karl ließ den Kopf hängen: er hätte so gerne einmal einen Geist gesehen. Nun, dachte er schließlich, Italiener sind auch nicht übel. Doch hegte er an der absprechenden Bemerkung des Vaters beträchtliche Zweifel.

* * *

Die Sonne stach, der Sommer war gekommen, ohne daß Karl einen Geist gesehen hätte. Tagsüber hockte er in der Schule, nachher mußte er seine Aufgaben machen, Sonntags nahmen ihn die Eltern mit, und so war noch immer nichts daraus geworden, aus dem Berg und dem Geist. Oft genug stand er am Bach hinten und blickte hinüber in die Ferne. Dort oben wölbte es sich so sanft, links glänzte das große weiße Hotel, rechts lag das Dorf, aber oben, ganz oben, da war niemand, da war nur der Wald. Wenn er über'n Bach ging, sich durch den Dornzaun drängte, Bauers Garten passierte, dann wäre er in den Wiesen, und von dort geht es querüber nach dem Berg. Aber das hohe Gras! Der Bauer konnte kommen und ihn schlagen oder ihn gar abmähen wie ein Kraut. Und der Bach! Die Mutter hatte es ihm ausdrücklich verboten. Besser wär's freilich, er nähme den richtigen Weg durch die Vorstadt. Aber da gibt es so viele Menschen und Pferde und Straßen und Gassen, und er konnte sich verirren und nie mehr heimfinden. Mit gesenktem Kopf schritt er ins Haus zurück, nahm seine Schiefertafel und malte den Berg darauf, bis der Vater aus der Werkstatt kam und er ihm aus der Fibel vorlesen mußte. Und wenn er damit fertig war, stand er im Garten, beim Salat, und klopfte auf einem Pfosten mit seinem Hammer seinen Neger und seine Sehnsucht klein. Da sagte eines Abends die Mutter beim Nachtessen zu ihm: „Wenn du brav bist, Karl, darfst du mich nachher begleiten zum Bäcker Steinli.“

„Zum Bäcker Steinli? Wo wohnt der, Mutter?“

„O, weit, beinahe am Berg.“

Karl wurde purpurrot, doch ließ er sich nichts anmerken und würgte seinen Brei hinunter. „Ich nehm' aber mein Schwert mit,“ brachte er häufig hervor.

Die Mutter lachte, der Vater, über seine Zeitung gebückt, schimpfte auf die Millionäre.

Der Bäcker Steinli wohnte ganz am Ende der Vorstadt. Rüstig schritt der kleine Karl an der Hand der Mutter die Straße hinauf, in seinem Gürtel hatte er ein Holzsäbel stecken. Die Mutter trug einen leeren Sack über'n Arm. Es war noch hell. Arbeiter und Kleinbürger standen vor ihren Türen herum oder saßen in ihrem Gärtlein. Aus den Schaufenstern winkten allerhand schöne Sachen, Krawatten und Gürtel, Peitschen, Eier, Hosenträger, Schürzen und bunte Schachteln.

„Du, Mutter,“ fragte Karl im Gehen, „was ist das — ein Millionär?“

Die Mutter sagte: „Das sind Menschen, die einen großen Geldsack haben, für den wir uns schänden: den ganzen Tag sitzen sie darauf herum und tun sonst nichts.“

Karl sah, wie sich ihm ein Saal aufstaut mit goldenen Wänden und silbernem Fußboden. Hunderte von Goldsäcken standen umher, und auf jedem hockte ein Millionär und pendelte mit den Beinen. „Ich will euch pendeln,“ dachte er und langte an sein Schwert. „Der Vater wird wohl wissen, warum er auf euch schimpft.“

Wagen rasselten vorbei, die Trambahn klingelte, Fuhrleute knallten mit ihren Peitschen, halbwüchsige Mädchen lüchelten, dann wurde es stiller, je steiler die Straße anstieg. „Jetzt sind wir bald beim Bäcker Steinli,“ sagte die Mutter, und nicht lange darauf waren sie vor einem weißen Häuschen mit Gebälk angelangt. Im Ladenfenster standen Säcke und blaue Zuckerhüte. Der Berg aber lag zum Greifen nah. „Komm,“ rief die Mutter unter der Thür, da hat der kleine Karl, sie möchte ihn unterdessen Blumen pflücken lassen, dort am Wegrain seien so viele. „Meinethalb“, antwortete

sie, „daß du mir aber schön habest!“ und sie drohte mit dem Beigefinger. Dann verschwand sie im Laden des Bäckers Steinlt.

Dem kleinen Karl klopfte das Herz. Er lief über die Straße und starrte auf die Blumen. Nein, er hatte keine Lust dazu.

Der Berg! Mit Händen konnte man ihn greifen. Herrgott!

Rasch kehrte er sich um und sah die Straße hinunter. O, er würde schon allein heimfinden. Aber die Schläge? Ach, er hatte ja schon lange keine gekriegt. Er würde es nie wieder tun, nur einmal wollte er ihn betreten — den Berg.

Nun blickte er auf die Rabentür. Sie war zu. Vielleicht blieb die Mutter noch lange drin, und auf dem Rückweg konnte er sie abholen.

Er atmete tief auf, zog sein Schwert aus dem Gürtel und rannte, was er konnte, davon, ohne umzusehen: immer hinauf, hinauf, und erst, als sich hinter dem letzten Haus die Straße teilte, blieb er einen Augenblick stehen. Links führte eine sandige Straße nach dem Hotel: er bog in den Weg rechts ein; hier standen Höfen und kleine Häuser, und es ging steiler bergauf und war überhaupt schöner als drüben. Oben dunkelte auch schon der Wald. Endlose Gärtnereien, die sich zur Stadt hinunter erstreckten, versprühten einen Duft wie im Märchen. Noch waren die Blumen, besonders die weißen und hellen, zu erkennen. Karl staunte: so mächtige und ausgedehnte Beete hatte er noch nie gesehen. Die Gärten des Sultans könnten nicht reicher sein. Veräuscht lief er weiter, wacker zogen seine kleinen Füße aus. Hier oben war nichts von der Stadt zu sehen. Ein Gehölz hatte sich zwischen ihn und sie geschoben. Kaum vernahm er das dumpfe Geräusch der Straßenbahn. Links breiteten sich Wiesen bis zum Bergwald aus. Vor einem Häuschen sah ein alter Mann und rauchte seine Pfeife, dann sah er niemand mehr, bis nach einer Biegung weiße Häuser vor ihm auftauchten. „Das Dorf!“ sagte er in bestimmtem Ton. Die Bauern tun ihm nichts zu leid. Aber so gehener war's doch nicht. In einem Fenster sah ein Weib mit tohl-schwarzen Augen, um die Schultern lag ein rotes Tuch gebreitet. Unverwandt starrte sie ihn an. „Vielleicht paßt mir einer auf und wird mir ein Wein stellen, und sie will zusehen, wie ich hinpurzle. Wart' nur, wenn einer kommt, renne ich ihm mein Schwert in den Bauch, wenn's auch nur aus Holz ist, die Spitze genügt.“ Fester umklammerte er den Griff.

Als er auf einen Platz kam, plätscherte ihm ein Brunnen entgegen. „D,“ machte er, lief hin und wollte gerade sein Strohhütlein unter die etwas hohe Röhre halten, da blieb ihm der Atem stehen: hinten an der weißen Häuserwand saßen sie, Männer und Weiber, erstere mit roten Gürteln um. „Italiener!“ murmelte er bestürzt und setzte rasch den Hut auf. „Die haben Messer bei sich,“ hat der Vater gesagt. Entsetzt sah er hin und presste sein Schwert an sich. Gegen so viele erwachsene Männer konnte er nicht aufkommen. Indes trat ihm keiner in den Weg, vielmehr bemerkte man ihn garnicht. Ein Weib nahm ein ovales Ding in die Hände und spielte darauf, daß es klang. Sein kleines Herz horchte. Dann schritt er weiter zwischen dunkelnde Wiesen hindurch, dem Berge zu. . .

„Also guten Abend, Bäckerin,“ sagte Frau Wittmann, nahm ihren Mehlsack auf den Arm und verließ den Laden. „Karl!“ rief sie, noch fröhlich darüber, ein bißchen geschwächt zu haben. „Karl!“ wiederholte sie in leis scheltendem Ton, immer noch auf der Steinstufe stehend, und blickte umher. Als sie nach abermaligem Aufen keine Antwort erhielt, lehnte sie rasch den Sack an die Rabentür, lief über die Straße und spähte in der Wiese umher. Weit und breit war kein Karl zu sehen. Da schrie sie mehrmals hintereinander seinen Namen. Keine Antwort. Halb unsinnig rannte sie hinter's Haus, in den Hof, in das Nachbarhaus, nirgends eine Spur. Sie lief in die Wiese hinein und kehrte wieder um. Sie sah die Straße hinunter — nichts. Sie rannte hinauf bis zum letzten Haus, umsonst. Da lief sie zurück, ergriff ihren Sack, trat hastig in den Laden und gab ihn der Bäckerin zum Aufbewahren. „Mein Karl ist fort,“ sagte sie voll Schreck und bat die sie besänftigende Bäckerin, sie möchte ihn, wenn sie ihn sähe, zu sich hineinnehmen. Damit rannte sie wieder hinaus; schlug, ohne es zu wollen, die Rabentüre zu, daß sie klirrte. Mein Gott, wo mochte der Bub sein! Wenn er in die Stadt ist und sich verläuft! Oder in den Wald! Oder an den See hinunter! Sie griff an ihr klopfendes Herz. Wie hatte sie sich so vergessen und ihn allein lassen können! Von den Vorübergehenden, die sie ausfragte, hatte ihn niemand gesehen. Vielleicht ist er heimgelaufen? Erfüllt von dem Gedanken lief sie eine Strecke weit hinab und stieg in die schon erleuchtete Trambahn, und während sie fuhr, malte sie sich's aus, wie froh sie sein wird, wenn ihr Karl ihr daheim entgegenkommt und sie anblickt mit seinen braunen Augen. Dann durchzuckte es sie wieder, und sie dachte an die Freude, die er ihr und Wittmann machte, als er auf die Welt kam. Gequält sprang sie ab und bog in ihre Gasse. Alles, die Läden, die Häuser, die Menschen kamen ihr so vertraut vor — und ihr Karl —. Ihr Atem wogte. Jetzt rauschte der Bach. Und im Gärlein hing ein Unterhöllein von ihrem Karl. Sie trat an die Tür und fragte die Schuhmacherin, die unten wohnte, aus. Nein, sie hatte ihn

nicht gesehen. Mit leerem Blick stieg sie hinauf und fand die Tür geschlossen.

Wittmann war vom Fischen noch nicht heimgekehrt. Zählungs rannte sie die Treppe hinab in den Garten. Der Bach hat viel schmutziges Wasser: Scherben, alte Lumpen, einen Stiefel schleppte er mit fort. Hinten, weit hinten, drohte der Berg. Hier stand er immer, der Bub; sollte er —? Sie lief auf die Straße, nach dem Platz, stieg in die Trambahn und fuhr wieder hinauf. Dann ging sie das Stückchen Weg bis zum Bäcker Steinlt zu Fuß. Die Bäckerin hatte Karl noch nicht gesehen. „Ich lauf' fest bergauf,“ sagt Frau Wittmann, und sie erinnert sich, daß er sie so oft nach dem Berg ausgefragt hat.

* * *

Immer steiler wird die Straße. Frau Wittmann leuchte. Kein Mensch begegnet ihr. Sie fährt sich über die Stirn, übers Haar. Der Schweiß rinnt wie Perlen zwischen ihren Fingern hindurch. Endlich kommt sie in ein Dorf. Gefang und Mandolinenspiel schlägt an ihr Ohr. Hinten auf einer langen Bank sitzt eine ganze Gesellschaft. Wie glücklich sind die! Ihre Augen werden naß.

Sie geht direkt auf die Leute zu und fragt, ob eines von ihnen vielleicht einen kleinen Bubens gesehen hat. Ihr Busen geht auf und ab.

„Ja, Signora,“ antwortet ein Italiano, indem er sie wohlgefällig betrachtet, „kleine Bub — dort — Wald“ und weist den Weg hinauf. „Soll ich begleiten?“ fragt er mit blühenden Augen und wird unwillig, als ein Weib ihn hinten am Rock zurückziehen will.

„Nein, danke,“ sagt die junge Mutter, rot geworden, und stürzt davon, dem Wald zu, wie ein geängstigtes Tier.

* * *

Als der kleine Karl den Waldsaum betrat, war es dunkler geworden. Das hohe Sommergras hob sich seltsam vom bleichen Abendhimmel ab. Um die tief auf den Weg hereinhängenden Buchenzweige schwirrten Fledermäuse. Fünf Stück zählte er. „Das ist die rechte Stunde,“ rief er und schwang vor Wonne sein Schwert: er war auf dem Berg, auf dem Berg. Dreimal klopfte er auf den Erdboden, aber keine Antwort scholl ihm entgegen. Er machte einige Schritte am Waldbrand entlang, da bot sich ihm plötzlich ein prächtiger Anblick. Unten, tief unten glänzte und glitzerte in Millionen Lichtern die Stadt. Und der See schimmerte und der dunkle Berg dahinter hatte auch Licht. Und das war die Stadt, in der sie wohnten, der Vater, die Mutter und er. Verjunkten staunte er in die Pracht, bis seine Seele davon ausgefüllt war. Er tat einen Jauchzer. Dann sah er sich in der Nähe um und berührte mit der Hand den Wald. Der war still; nur ganz leise bewegten sich die Wipfel, und als er zuhörte, meinte er, er stünde unten am See bei der Badeanstalt, und die Wellen liefen an den Strand. So machten die Bäume.

Nun suchte er sich einen Platz aus, wo er die Geister belauschen konnte, ohne von ihnen erblickt zu werden. Vor einem Baum mit schneeiger Rinde wuchs ein Weidenbüsch; da hockte er ins Gras und gab acht. Und nur kurze Zeit verging, als er ein weißes Ungetüm den Weg herkommen sah. Er schauderte, und doch freute er sich, einmal einen Geist zu sehen. Vor demselben schritt ein altes Weib, sicher eine Hexe. „Komm“, sagte sie, schon in der Nähe des Büsches, zum Geist. Karl drückte sich flach an die Erde und blickte hin, aber, o weh, es war bloß eine Frau mit einer Geiß.

Mühsam sprang er auf und schlug mit dem Hut nach einer Fledermaus. In weitem Bogen huschte sie vorüber. Da fuhr er zornig mit dem Schwert in der Luft herum.

Hohe Disteln im Graben forderten ihn zum Kampfe heraus. „Was ist, ihr gelben Chinesen!“ rief er und köpfte eine mit seinem Schwert. „Mit dir ist es aus,“ sagte er und nahm eine neue auf's Korn. Das war der König von Abyssinien. In der nächsten Sekunde hatte auch der das Zeitliche gesegnet. „Und was hast du zu grinsen?“ sprach er zu einer dritten Distel. „Du bist der Schuhmacher-Fritsch, du gibst mir keine Ohrfeige mehr. Paß auf!“ Mit besonderem Nachdruck schwang er sein Schwert, und in weitem Bogen flog der Kopf des Schuhmacher-Fritsch ins Gras. Immer hitziger wurde er. „Ihr bloßen,“ rief er, „Ihr seid Millionäre!“ und hieb darein, daß sich die Wiese blutrot färbte. Wenn ein Millionär nicht gleich fallen wollte, wurde er wild und riß ihm den Kopf mit den Fingern aus. Und mit funkelnden Augen trankte er sein Schwert im Blut seiner Feinde und empfand eine tiefe Genugtuung, wenn ihre Köpfe auf die Erde rollten.

* * *

Auf einmal hörte er seinen Namen rufen. Er blickte um: die Mutter kam auf ihn zu, als wäre sie aus dem Erdboden gewachsen. Da ließ er sein Schwert sinken; „seht gibt es Schläge,“ dachte er. Aber sie schien nichts derartiger vorzubeden. „Karl!“ rief sie er. Aber sie schien nichts derartiges vorzubeden. „Karl!“ rief sie mit einem abgebrochenen Freudenschrei, umarmte ihn und presste Arm und trug ihn fort.

Karl konnte die Freude der Mutter weder begreifen noch teilen. Er hätte, was ihn betraf, ganz gerne noch ein paar Millionen geköpft.